



hr2-Literaturpreis 2024

Alice Auciello:

Eva

Wir sind aus dem Wasser entstanden, sagen sie. Das Meer hat es wahrscheinlich schon immer gegeben, sagen sie. Ich sage dazu nichts. Die Dinge sprechen für sich. Alles hat sich von Blau zu Rot gewandelt, von Wasser zu Wüste. Durst gibt es überall. Ich kenne ihn, er schmeckt nach Salz auf der Zunge, das sich nicht wegspülen lässt.

Ich weiß, was sie hören wollen. Ich lasse die Menschen an meinem Ufer ertrinken, ich sehe dabei zu, wie sich ihr Blut mit dem Wasser vermischt. Sie sagen, ich lasse andere ihre Hände reinwaschen darin. Sie klopfen an meiner Tür, sagt, los, wir gehen schwimmen. Ich bedecke ihren ganzen Körper mit kühlem Wasser und verschweige die Leichen.

Ich weiß, was sie nicht hören wollen. Ich kann andere Menschen in Stille ertränken, ich liebe das Geräusch, wenn sie nach Luft ringen. In der Dunkelheit kann ich einen Leuchtturm bauen, dessen suchender Lichtkegel ein Versprechen auf Rettung gibt, das er nie hält. Ich kann anderen Menschen vorspielen, ich sei ein guter Mensch, aber meistens nur für eine Weile. Ich kann Nähe praktizieren wie eine Religion, ich kann beten und betteln und flehen. Am Ende bleibe ich in meinem Körper allein, egal wie oft ich meine Lippen auf den Rosenkranz presse. Ich spüre ihre Schenkel an meinen Hüften. Wenn die Strömung sie zu weit hinauszieht, trage ich sie zurück ans Ufer und lecke ihr das Salz von der Haut. Durst, danach schmeckt sie.

Wir leben schon immer im selben Haus, es hat lange Korridore und die Türen der einzelnen Zimmer quietschen zu laut. Wenn wir uns nachts in das Bett der anderen schleichen wollen, verraten sie uns. Im Sommer treffen wir uns im Garten, sobald es dunkel ist. Wir spielen Weitspucken mit Kirschkernen, nur von den Apfelbäumen halten wir uns fern. Um unsere Füße kriecht eine Schlange und wir wissen, ihr Gift ist tödlich. Wir pflücken trotzdem verbotene Früchte und hoffen, dass die Strafe erträglicher wird, wenn wir sie teilen. Kirschsafft läuft ihr aus dem Mundwinkel. Ich spüre den Winter kommen, sagt sie, hinter den Rippen spüre ich ihn, und ich sage nichts. Ich schlucke den Kirschkern in meinem Mund. Er klackert gegen die anderen wie Murmeln in einer Holzkiste. Im Garten ist es still, doch wir sind nicht allein. So überleben wir, sagt sie. Verrat bringt dreißig Silberstücke und wir alle sind hungrig. Trotzdem rührt niemand die Äpfel an, nicht einmal das Fallobst. So überleben wir. Wir kennen unsere Nacktheit schon, wir haben sie unter den Handflächen der anderen gespürt und unter den Blicken von Menschen, denen wir bei Tageslicht begegnen. Die Blicke der anderen durchdringen uns. Trotzdem muss ich so tun, als wüsste ich nichts davon, nichts von dem, was unter meiner Kleidung verborgen ist. Ich täusche vor, dass ich nichts von dem freien Willen weiß, der mir geschenkt wurde, vom ersten Tag an, und meiner eigenen Nacktheit, mit der ich bestraft wurde, vom ersten Tag an. Ich muss so tun, als würde ich nicht bemerken, dass ich zu jeder Zeit belauert werde. Sie folgen mir auf dem Heimweg, rufen mir Dinge zu oder flüstern sie in mein Ohr, wenn sie von hinten ganz nah

an mich herantreten. Wie Abrahams Sohn bin ich ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, jeder Weg endet vor dem Altar, wo das geschärfte Messer schon bereit liegt. Ich bin das Fleisch, das auf dem Wochenmarkt stückweise verkauft wird, das lautstark beworben und um dessen Preis gefeilscht wird, weil er immer zu hoch ist. Ich bin so schwer wie eine Rippe. Erst wenn sie sich auf mich legt, sinke ich in die feuchte Erde ein. Sie presst ihre Hand auf meinen Mund und ich schmecke Kirschsafft. Am Tag träume ich davon. Ich beobachte, wie sie auf dem Balkon Wäsche aufhängt und puste ihre Hemden trocken, wenn sie nicht hinsieht.

Zum Abendessen sitzen wir an einer langen Tafel zu fünftausend. Es gibt nur Brot und Fisch. Unter dem Tisch berühren sich unsere Hände, doch sie dreht sich weg und sagt, wir alle sind hungrig. Der Wasserspiegel steigt und sie denkt sich nichts dabei. In den Nachrichten laufen Berichte über Tsunamis in Japan. Ich sage, Hochwasser. Sie schaltet den Fernseher aus. Sie sagt, ich brauche die Ebbe mehr als die Flut. Ich sage, mein Körper ist aus Wasser gemacht, deiner auch. Sie sagt, du weißt, woraus ich gemacht bin. Die Tür quietscht, als sie geht.

Nach Sonnenuntergang muss ich länger warten als sonst. Im Garten sind alle besonders leise geworden. Es heißt, wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein, doch eigentlich meinen sie, wer beim ersten Wurf tötet, bricht das Gesetz. Wir haben zugesehen am Nachmittag, es dauerte Stunden. Das Wasser steigt weiter. Ich sage, Überschwemmung. Sie lässt den Fernseher weiterlaufen. Ein Boot wird gebaut, sie zeigen es in den Nachrichten. Ein Reporter hält einem Mann ein Mikrofon vor das Gesicht. Er sagt, sein Name sei Noah. Noah sagt, in Zweierpaaren dürften wir an Bord, ein männliches und ein weibliches Exemplar jeder Art, mehr braucht es nicht. Ich schalte den Fernseher aus. Der Wasserspiegel steigt. Ich sage nichts mehr. Wir stellen uns nicht an, wir wissen, wo die Steine uns treffen würden.

Mit dem Rücken lehnen wir uns an den Stamm des Apfelbaumes. Das Licht der Abendsonne malt goldene Kreise vor unsere nackten Füße. Nur unsere Handrücken lassen wir einander berühren, schweigend essen wir Datteln in Honig. Wenn ich könnte, würde ich hier leben, sagt sie. Einen Moment lang lässt sie zu, dass ich meine Stirn an ihre lege, klebrige Fingerabdrücke an ihrem Hals hinterlasse. Du kannst nicht noch näherkommen, sagt sie, du kannst nicht in mich hineinkriechen. Ich will sie fragen, warum sie ihre Finger immer direkt in die Wunde legt. Sie spuckt einen Dattelkern und sagt, gewonnen. Ich will sie fragen, warum nicht, wieso lässt du nicht zu, dass ich mich in dir auflöse? Wir könnten alle Menschen tragen, niemand müsste mehr ertrinken, wenn ich mich nur auflösen darf in dir. Sie sagt, Sintflut. Ich wache von ihren leisen Schritten auf, als sie geht.

Ich folge ihr nicht, ich gehe zurück in mein Zimmer. Dort ist es stickig, ich öffne die Fenster. Erst im Morgengrauen schalte ich den Fernseher an. Sie ist leicht zu erkennen. Ich kann ihr dabei zusehen, wie sie sich in die Schlange einreihet. Sie schaut nicht zurück. Ich würde ihr gern sagen, dass ich verstehe.

Das Haus, in dem wir wohnen, hält dem Wasser nicht stand. Die Flut macht auch vor dem Garten nicht halt, sie nimmt das Fallobst mit sich. Ich weiß, was sie sagen. Dass vor langer Zeit einmal das Meer geteilt wurde, um Menschen zu retten. Wir hätten mitten im Meer stehen können, genau da, wo ein schmaler Weg auf die andere Seite führt. Ich sehe uns, einander an den Händen haltend. Ich sehe uns, zwischen den aufgetürmten Wassermassen. Vielleicht haben wir Angst, dabei sind wir doch aus dem Meer entstanden. Sie weiß, woraus ich gemacht bin. Erst rauscht es in meinen Ohren, dann überall. Vielleicht hätten wir die Türscharniere ölen sollen. Dreißig Silberstücke klimpern, als sie den Besitzer wechseln. In meinen Träumen hat sie mich schon tausendmal getötet. Daher das ganze Salz. So viel davon, dass alle Ertrinkenden an der Oberfläche gehalten werden. Ich sehe ihr wieder dabei zu, wie sie geht, ohne das Gartentor zu schließen. Es dauert lange, bis sie fort ist. Wie der Wechsel von Flut zu Ebbe. Erst ist alles verdeckt. Dann alles entblößt.